Die Besser-nicht-Geborenen.

Von **Dr. Hans v. Hentig.**

Es mag leichten Erschrecken in unseren Augen aufzuwecken bedeuten, von Wahrheiten zu sprechen, die einer Angst um Indianern in unserer Mitte zur Fortpflanzung nur behilflich zuschreiben, aber ganz nach ihr entsprechen lassen. Neben dem großen Ton des 20. Jahrhunderts soll doch ein dunkler Schatten geworfen approbiert sein erschüttern; die eugenische Bewegung, die in England und den Vereinigten Staaten von Vorkämpfern immer mehr an Boden gewinnt, und die in Deutschland unter dem Namen „Rassenhygiene" aufgetreten ist, hat eine neue Klasse von Menschen unter und entdeckt: die Besser-nicht-Geborenen.

Die Welle der prämeditiven Geburtenbeschränkung, die gegenwärtig die Kulturländer durchzieht, und die rassenhygienische Bewegung haben trotz äußerlicher Verschiedenheiten hart aufeinander. Denn während es in der Regel Gründe persönlicher Natur sind, höchstens Gründe eines absichtsvollen Familienegoismus, der die Ehen kinderlos oder kinderarm macht, mühsam von elterlicher Fürsorge und Voraussicht motiviert, so ist die Rassenhygiene ganz andern Zielen zugewandt.

Die Rassenhygiene setzt an dem gleichen Punkt ein, der die Sorge der Bevölkerungshygienister bildet. Wenn nach den Feststellungen Silbergleits die Geburten Berlins im Jahre 1911 hinter den Geburten des Jahres 1876 zurückblieben, wenn in Frankreich im Jahre 1800 jede Familie durchschnittlich 4—5 Kinder zählte, 1910 aber von 100 Familien 37 kein Kind aber nur eins hatten, wenn schließlich das Deutsche Reich im Jahre 1910 zum erstenmal seit 24 Jahren weniger als 2 Millionen Geburten aufwies, so ist der Rassenhygieniker weit davon entfernt, das Bedrohliche dieser Erscheinungen zu leugnen oder zu unterschätzen. Er geht aber weiter. Er sucht hinter die gleichmäßige, glatte Fassade der Zahlen zu dringen und stellt die Frage nach der Qualität der Bevölkerungsgruppen, die immer dünner werden oder ihren Bestand behaupten. Hier gelangt seine Untersuchung zu Ergebnissen, deren Gewicht sich über das rein zahlenmäßige Plus oder Minus erhebt und das ganze Problem in eine neue Beleuchtung rückt.

Denn nähere Durchprüfung bestätigt Thatsachen, die eine psychologisch geschulte Erwartung sich hätte im voraus konstruiren können. Wir sehen, daß der Rückgang der Geburten sich auf die einzelnen sozialen Schichten der Bevölkerung in ganz verschiedener Weise vertheilt. Die Gebildeten und die Wohlhabenden, denen die besten Aufzuchtsbedingungen für eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft zur Verfügung stehen, die Selfmademen in Handel und Industrie, die Arbeiter mit Ehrgeiz, Fleiß und Initiative, die sich und ihren wenigen Kindern den Aufstieg in die soziale Oberwelt erzwingen wollen, alle diese Besten des Volkes, in deren Nerven und Muskeln die Zukunft der Nation sicherer ruhen sollte als die Welt auf den Schultern des Atlas, vermehren ihre vortheilhaften und lebensfähigen Eigenschaften in geringerem Maße als die wirthschaftlich Minderwerthigen, als das geistige Bettlerthum und der körperliche Ausschuß des Volkes. Das große selbstgewollte Sterben trifft die besten Produkte des Stammes, die Väter und Mütter neuer biologischer Rassen; die Geeigneten aber, die Verschwenderischen, die vor die Regenwurm führen und keine Zukunft verantwortlichen, die Alkoholiker, Vagabunden, Kriminellen, Pfuchopathen, Schwachsinnigen und all das große Heer der minderwertigen Stadtteile der Schöpfung verhelfen ihr verhältnißmäßig Kinderzahlen auf Kosten der Gesunden und Tüchtigen weiter und legen es der Zukunft unentrinnbar zur Last.

Es bleibt nichts anderes übrig, als das große Bevölkerungsproblem in zwei grundverschiedene Fragen aufzulösen. In erster Linie wird man die verschiedenen Ursachen der Bevölkerungsabnahme zu treffen suchen, zweitens aber werden wir uns von den Praktikern, die man zu Unrecht mit dem Namen von Malthus verbindet, der Gebärmutter zuwenden müssen, in die und vor 40 Jahren zum erstenmal Francis Galton einführte, ebenso bereits Plato und Aristoteles ähnliche Wege gingen und auch den letztere Fehlstellungen J. R. Manns des Marschall von Vauban Projekt einer Besiedlung Canadas aus dem Jahre 1699 von deutschen zugewandten Tendenzen erfüllt ist. Es handelt sich also darum, die künstliche Geburtenbeschränkung den minderwertigen Volkselementen gegenüber auf rationelle Weise auszugestalten, zu überwachen und durchzuführen, die gesunden und kräftigen Volksbestandtheile aber nach Möglichkeit zu reichlicher Fortpflanzung zu bringen.

Dies alles klingt nach grauer Theorie, und doch sind diese Bestrebungen schon unter vielen Millionen von Menschen Wirklichkeit geworden. England bereitet ein Gesetz vor, das die pflegebedürftigen Festhaltung aller schutzbedürftigen aber gefährlichen geistig Minderwertigen sichert. Noch heirathen in Deutschland Epileptiker, chronische Alkoholisten, Tuberkulose, Verbrecher und Syphilitiker frisch drauf los, eine Anzahl der nordamerikanischen Bundesstaaten aber hat diese unerwünschten Rassenelemente schon von der legalen Fortpflanzung ausgeschlossen; noch belasten deutsche Steuergesetze den Vater mit einem Dutzend von Kindern nicht anders als den Junggesellen, noch hat die sogenannte gute Gesellschaft für die jungen Männer, die blutarme, hysterische, aber millionenreiche Mädchenruinen heirathen, neidvolle Bewunderung übrig statt tiefster und gründlichster Verachtung. Diese Umwandlungen der Gesellschaftspsyche dürfen wir zum geringsten Theil von königlichen Verordnungen und Paragraphen erwarten, sie werden aus neuen Gefühlen der Verantwortlichkeit gegenüber ungeborenen Generationen herauswachsen.

Kein böses Verhängnis, nur das Geschoß weise und gütig waltender Götter werden wir dann in der bedachten Unfruchtbarkeit erblicken, wenn sie ihre Opfer nicht mehr aus dem frischesten Leben holt, sondern all das unnöthige Unglück, die rettungslose Armuth, das chronische Verhungern, die verkümmerten Gehirne und das qualvolle Weiterathmenmüssen der Lebensunfähigen mit vorsichtigen Fingern auslöscht.

Der Humor der Bühne.

Es giebt Schauspieler und andere Leute vom Bau, die einen überaus reichen Schatz in Theateranekdoten besitzen, vorsichtigerweise aber ihr Repertoire nicht der breiteren Oeffentlichkeit übergeben. Dabei entfaltet sich gerade in der Theateranekdote ein ungemein charakteristisches Bild des Bühnenwesens, das sich hinter der Szene doch ganz anders ausnimmt als vom Parterre aus. Eine ungemein fleißige und amüsante Zusammenstellung dieser Art von Wilhelm Ahrens „Das Theater in der Sonne des Humors" ist deshalb mit Freude zu begrüßen.

Am stärksten heftet sich der Bühnenhumor an die Theaterdirektoren und dann bald freiwillig, bald unfreiwillig an die Komiker und die Tragöden. Der Berliner Humor ist in unserer Sammlung besonders reich vertreten. Da finden wir den ebenso lustigen wie groben Friedrich Gumtau, der zu Ende der siebziger Jahre das Berliner National-Theater am Weinbergsweg geleitet hat und später in Halle eine ersprießliche Thätigkeit entfaltete. Am Schluß der Saison hat Gumtau seine Mitglieder ersucht, in Gesellschaftstoilette auf der Bühne zu erscheinen. Sie bemerkten hier zu ihrem grenzenlosen Erstaunen einen Altar, vor dem der Herr Direktor andachtsvoll niederkniete. Er faltete die Hände, er hebt den Blick und sagt langsam, mit tiefem Ernst: „Herr Jott, ich danke dir, det du mir von die Bande endlich jelöst hast." Als derselbe Gumtau eines Tages eine neue Maria Stuart vorsprechen ließ, sah man, wie er unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte. Schließlich platzte er los: „Mein Freilein, Sie sprechen det wie Wasserfuppe. Wissen Sie denn, wat der Mann von Ihnen will? Ihren Kopp will er und nich ne Butterstulle." An einem Novemberabend des Jahres 1887 streit sich Gumtau über die richtige Fassung des Schillerschen Zitats: „Die schönen Tage von Aranjuez" mit einem auf der Stammtischkneipe anwesenden Studenten, der seinen Büchmann offenbar besonders gut intus hatte. Gumtau sah nach, fand, daß er sich geirrt habe, und erklärte nun in seinem besten Berliner Dialekt: „Na jut, so heißt et denn: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende"!" Mit diesen Worten stürzte er leblos zu Boden, ein Herzschlag hatte ihn getroffen.

Ein nicht minder origineller Knabe war Wilhelm Kläger, ein Berliner Kind, das in den fünfziger Jahren am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gewirkt hat. Dieser Charakterdarsteller, der sich auch als dramatischer Schriftsteller hervorgethan hat, war ein Genie, wie es auf der deutschen Bühne nicht eben viele gab. Leider ist er durch seinen übertriebenen Durst rasch heruntergekommen. Er spielte einstmals, des Gottes voll, eine seiner Glanzrollen den beiden Kollegen Dawison und Junkermann vor. Bald darauf verfiel er unter dem Einfluß des Alkohols in tiefen Schlaf. „Sehen Sie", sagte Dawison, „diesen gottbegabten Menschen an! Ein Glück, daß der Kerl säuft — sonst existirte ich nicht." Von Kläger, der in seiner weiteren Theaterlaufbahn gezwungen war, an allen möglichen kleinen und kleinsten Theatern zu gastiren, existirt auch sonst noch eine ganze Reihe von Anekdoten. In sehr fragwürdigem Zustande tritt er eines Abends in einem kleinen Nest auf. Das Publikum zischt und trampelt, und der verzweifelte Direktor verlangt, Kläger soll sich entschuldigen. Er tritt nun vor die Rampe und sagt lallend: „Wenn ein Künstler wie Kläger sich herläßt, in einem solchen Nest zu gastiren, so muß er entweder verrückt oder besoffen sein — ich habe das letztere vorgezogen." Kläger hat auch das zweifelhafte Verdienst, in Leipzig die seltsamste „Tell"-Vorstellung arrangirt zu haben, die wohl je stattgefunden hat. Am Stammtisch, wo er all seine freien Stunden zubrachte, versprach er, in einer halben Stunde seinen Part als Geßler zu erledigen. Es kam nun auf der Bühne zu folgender Bearbeitung des Schiller'schen Dramas. Als Tell in den Landvogt drang, ihm den gefährlichen Schuß zu erlassen, ließ sich Geßler von seinem Flehen rühren. Er sagte: „Nun, meinetwegen! Ich erlasse Dir den Schuß; geh' nach Hause und grüße mir Deine liebe Frau!" Damit war das Stück nun freilich zu Ende, aber der gute Kläger durfte sich in der nächsten Zeit in der Pleißestadt nicht mehr blicken lassen. Welches Ansehen seine Kunst aber bei seinen Fachkollegen genoß, beweist ein Scherzwort, das der Theaterdirektor Maurice von seinem Hamburger Nachfolger gesagt hat. Befragt, wie ihm eigentlich der neue Richter von Zalamea gefalle, meinte er witzig: „Wo kein Kläger, da ist kein Richter."

Auf der Bühne ist schlechthin alles möglich. Der berühmte Tenorist Leo Slezak erzählt, er habe im Staate Georgia, wo die Neger besonders verhaßt sind, den Othello als weißen Mohren spielen müssen. Etwas Aehnliches wird übrigens aus der ersten Zeit der Bürgerregierung Ebertsroed in Frankreich berichtet. Aus der Bühnenkarriere Maximilian Ludwigs, der in Petersburg den Ferdinand zu spielen hatte, wird erzählt, daß ein nicht übermäßig begabter Kavalleriist im letzten Akt atheminst auf ihn zuflüsterte: „Herr Ludwig, was fangen wir an? In der ganzen Stadt bin ich herumgerannt, um das Gifthäuschen zu besorgen, aber die Apotheker haben alle von mir ein Rezept verlangt!"

Ein besonders Kapitel aus der Bühnenatmosphäre ist das Gastspielen, in dem ein Schauspieler oder Dichter um Rollen, der nicht als einmal dafür brummen mußte, Geschichtlich gefeiert hat. Aber schon der Weimarer Schauspieler Lob bittet die Gabe, Verse zu sprechen, von denen kein Sterbenswort in seiner Rolle stand. „Er hat gewiß ganz andere Verse gesprochen," meinte dann Schiller, „als ich sie geschrieben hab', aber er hat trefflich." In der klassischen Zeit war es überhaupt üblich, mit dem Text des Dichters recht frei umzuspringen. Von dem Magdeburger Direktor Hoffmann, einem Bühnen, wird erzählt, daß er die Rede Ottokarhofers „Uh, Uh, ich kenne Dich nicht mehr?" . . . folgendermaßen umdichtete: „Ah Uh, Uh! Was hast Du Kalk morden! Trägst Pfauenfedder auf Hut, schlägst Bauer nicht mehr traulich auf Schulter und sagst nicht „Hom jour!" wenn er Dir begegnet auf Chaussee!" Diese schöne Methode des „schwimmens" scheinen die Bühnenkünstler noch lange beibehalten zu haben. Friedrich Haase berichtet uns, er habe einst mit Gustav Freytag einer Aufführung der „Journalisten" in Wiesbaden beigewohnt. Die Darsteller gingen mit dem Text so willkürlich um, daß Freytag seinem Nachbar schließlich verärgert fragte: „Sagen Sie mir doch, Hasse, von wem ist eigentlich das Stück?" Daß es ganz gut ist, den Autor eines Stückes zu kennen, beweist ein Anekdötchen, das mit Goethe in Verbindung steht. Die Schauspielerin Sutorius, ein Mitglied des Königstädtischen Theaters und zugleich die spätere Gattin von Theodor Döring, wird bei Goethe eingeführt: „Sie haben, so höre ich," meinte der Dichter, „auch in der „Laune des Verliebten" gespielt?" „Ach, Exzellenz," erklärte die Naive in völliger Unschuld, „reden wir nicht von dem dummen Ding."

Schließlich noch ein lustiges Stückchen von Helmerding aus der glücklichen Zeit des Wallner-Theaters, das außer ihm über so glänzende Kräfte wie August Neumann, Theodor Reusche und Anna Schramm verfügte. Helmerding sitzt mit seinen Kollegen beim Frühschoppen im Weißbierkeller und erzählt mit großem Ernste, Neumann sei eben gestorben. Man ergeht sich in Lobeserhebungen über den trefflichen Kollegen, da erscheint der Todgesagte auf der Bildfläche, aber Helmerding war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Als man ihn vorwurfsvoll ansieht, flüstert er: „Still, Kinder, um Gottes willen ruhig! Er weiß von nichts!"

Ein Katalog der Kunstdenkmäler Chinas.

Vor einiger Zeit ist in Peking die „China Monuments Society" gegründet worden mit dem Ziele, fremdem und einheimischem Vandalismus in China zu steuern und dessen wichtigste Denkmäler aufzunehmen und zu identifiziren. Der Ehrensekretär der Gesellschaft, Frederick McCormick, veröffentlicht jetzt einen Aufsatz über Chinas Denkmäler, der den ersten Versuch eines Katalogs der wichtigsten Monumente Chinas darstellt. Dieser bedeutsame Katalog ist nach Provinzen geordnet; er macht, wie Dr. William Cohn in der „Ostasiatischen Zeitschrift" ausführt, beinahe 400 Punkte namhaft. An der Spitze steht die Provinz Tschili mit nahezu 100 Punkten. Es sind vor allem die bekannten Sehenswürdigkeiten von Peking und Umgebung. An zweiter Stelle steht die Provinz Kiangsu mit 50 Sehenswürdigkeiten. Hier konzentrirt sich das Hauptinteresse auf Nanking und Umgebung, wo allerdings alle Denkmäler unter der Taiping-Revolution ungeheuer gelitten haben. Etwa 25 Plätze werden in Schantung, Tschekiang, Kuangtung und Szechuan aufgezählt. In Schantung liegt die Heimath des Konfuzius und das Grab des Mencius.

Zu den ältesten Denkmälern gehört der eiserne Buddha von Tschinanfu, der, 16 Fuß hoch, aus dem 16. Jahrhundert stammt. In Tschekiang sind eine Reihe sehr alter Pagoden bemerkenswerth. Bei Tschiatingfu befindet sich ein in den Felsen gehauener Buddha von 400 Fuß Höhe. In Sinking fesseln vor allem die Kaiserpaläste von Mukden und die Sehenswürdigkeiten in der Umgebung der Kaiserstadt, in Schansi die Pagode aus der Tschang-Zeit, in Schensi die alte Hauptstadt Hsianfu am Perlin mit ihrer Sammlung von über 1400 Inschrifttafeln, darunter die Nestorianertafel aus dem 9. Jahrhundert. In Kansu liegt eines der wichtigsten Lamaklöster, doch kam in diesen Tagen die Nachricht, daß es zerstört worden sei. In Kansu liegen dann noch die Höhlen von Tuenhuan, wo Pelliot seine große Bibliothek fand und Stein so viele Fresken und Bilder. Honan weist, wenn auch nur wenige, so doch sehr bemerkenswerthe Punkte auf. Das buddhistische Kloster auf dem Schaschihsan ist eines der berühmtesten Chinas; das Thor der Drachen „Lungmön" mit seinen Tausenden von Skulpturen liegt nicht weit von Honanfu; es ist eine der gewaltigsten Kunstschöpfungen der Welt. Wichtig sind auch Hsinkiang in Turkestan und Tibet. Durch diese Zusammenstellung wird die Grundlage für ein Handbuch der Kunstdenkmäler Chinas geschaffen. Das wichtigste aber wäre, wenn die Gesellschaft ihre Ziele wirklich durchführen könnte, nämlich Chinas Denkmäler vor Vandalismus zu schützen und möglichst vollständig auch photographisch aufzunehmen.

— Die Flitterwochen sind heutzutage nur darum so kurz, weil meistens so viele Flatterjahre vorhergegangen sind.

— Jedermann ist stolz auf Anerkennung. Und doch, könnte die Laus reden, würde sie nicht den schmutzigsten Bettler wegen seiner Unsauberkeit am meisten loben?

Die Stimme aus Berlin.

Humoreske von **Herbert Jaeschke.**

Kreeeee Klinge jeben wieder der Apparat. Wütend hatte Rebellieur Alberti an seinem Schreibtisch in die Höhe. „Es ist doch zum Verzweifelnwerden, alle fünf Minuten klingelt einer aus Berlin an. Immer und immer wieder Berlin. Um 1 Uhr sollen wir abschließen haben, und die Telephonate und Telegramme häufen sich an masse. Nun schon wieder."

Ganz erregt packte der junge Mann ein Bündel Provinzzeitungen und schleuderte es in den Papierkorb, daß der Sündenbock umkippte und der Kollege am andern Tisch erschreckt aufsprang. Dann lachten beide, und der ältere Kollege mit dem lieblichen Namen Pamperin meinte: „Na, na, vielleicht ist es das Kleinchen mit dem Flötenstimmchen. Lassen Sie das Gift doch nicht so lange warten."

Kreeee ging's schon wieder, eeee. „Hat der Fritz denn absolut nicht warten gelernt." Alberti warf seinen Federhalter in eine Schreibtischlade und setzte sich an den Telephontisch, nahm den Hörer an's Ohr und klopfte A tempo mit seinem Bleistift auf den vor ihm liegenden Schreibblock.

Kreee, und „hallooo" brüllte er in die Leitung hinein. — Alles still. — „Das ist aber doch wirklich zum Verrü — — — na endlich. — Hier „Neueste Nachrichten" . . . bitte" . . . Seine Hand huschte über das Papier.

Pamperin wandte sich um. „Ist sie?" — Alberti nickte lachend. Da huschte Pamperin, der lange, dürre Pamperin leise herbei, ergriff den zweiten Hörer und lauschte mit der Miene größten Wohlbehagens. „Ein schamantes Mädel — dieser Akzent, diese Melodie — — —"

Pamperin ging vergnügt auf seinen Platz zurück. „Famoses Balg. Könnte man heirathen."

Der junge Mann legte den Hörer weg. „Ja, sagen Sie mal, lieber Pamperin, das Mädel hat thatsächlich ein Organ, daß man Luft bekommt, es kennen zu lernen. Es muß ein Bild von Weib sein; denn so ein Glockenstimmchen fährt in keinem gewöhnlichen Erdenkloß. Ob man sich da mal vorstellt?"

„Klar, klar," meinte Pamperin freudig, „interviewen wir sie, per Telephon geht das so fix und einfach: Hier so und so, dort so und so, wie geht's und so weiter. Dann kleine Verabredung und so, sehr einfach. Und dann —" Pamperin schaute einen Augenblick wie neidisch auf seinen stattlichen Kollegen, der ihm mit seiner strammen Figur, den blitzenden Augen und dem englisch frisirten Flaum auf der Oberlippe für jeden Flirt, nicht nur für den mit einem Telephondämchen, geschaffen schien. Er selbst, der 41jährige Pamperin, mit dem Gardemaß und dem Schneidergewicht hatte nie besondere Erfolge in puncto Liebe gehabt. Seufzend wandte er sich und schrieb mit der Miene eines Dulders seine Lokalhistörchen weiter. Während des Schreibens reifte in seiner schwarzen Seele der verführerische Gedanke, das kleine süße Mädel ein ganz klein wenig zu verkohlen. Und zwar wollte er es ganz heimlich thun; denn in Alberti war ein erfolgreicher Nebenbuhler zu befürchten. So eine heimliche Telephonliebschaft war doch ein famoser, vereinzelt dastehender Fall, zwar etwas abstrakt, doch gerade durch das Imaginäre wirkungsvoll und apart.

Als Pamperin dann um 2 Uhr heimwärts pilgerte, seinem jüngern Kollegen den Schlußdienst überlassend, trug er seinen jüngsten Gedanken in die „Traube", um ihm die nöthige Weihe zu geben.

Währenddessen hatte Kurt Alberti sein Pensum bewältigt und wartete nur auf die Börse, um dann der Redaktion Valet zu sagen. Doch die Börse kam und kam nicht. Es wurde 3 Uhr, es wurde später — der Apparat blieb stumm.

„Eine ganz elende Bummelei." Kurt hatte seine Zigaretten verpafft, nochmals die Berliner Blätter durchstöbert, zur Abwechslung gegähnt — — endlich rrrrr.

„Na wartet, da will ich Euch doch ein wenig Dunst geben!" Kurt nahm den Hörer: „Das ist doch eine ganz verdammte Bummelei mit Berlin. Denken Sie etwa, wir hätten partout nichts weiter zu thun, als auf Sie zu warten. Ich werde mich über Sie beschwe —" „Ja, mein Herr," kam es ziemlich schnippisch zurück, „wir konnten nicht früher kommen. Leitung war besetzt."

„Ah, pardon, verehrtes Fräulein, meine Höflichkeiten galten natürlich keiner Dame. Nehme alles mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Alberti. Sie dürfen mich verklagen."

„Ja, hahaha," lachte es in Berlin, „fällt mir gar nicht ein. So ein klein wenig Schuld haben wir auch dran. Ich heiße Käthe. Sie dürfen auch klagen — und nun darf ich Ihnen wohl kittiren — —"

„Haben Sie alles?" „Jawohl, danke, Käthe." „Adieu, Herr Alberti — Frechdachs!" — „Adieu, Käthe, Käthchen." — rrrr.

„Famos, ging das gemüthlich. So ein kleiner Racker."

Am nächsten Tag trug Herr Pamperin eine fröhliche Nervosität zur Schau. Er klapperte mit seiner Papierscheere wie der geschickteste Barbier und quecksilberte auf seinem Polsterstühlchen umher wie ein verliebter Backfisch.

„Wissen Sie, Kollege," sagte er um zwei Uhr zu Alberti, „ich wollte heute sowieso noch ein wenig auf der Redaktion arbeiten, gehen Sie nur nach Hause. Ich übernehme gern Ihren Schlußdienst." Alberti war überrascht und erfreut, ging nichtsahnend davon und überließ das arme Telephon dem abenteuerdürstenden Pamperin, der mit Spannung der Börse entgegensah, in der Hoffnung, sie von der Kleinen zu bekommen. Ob sie überhaupt klein war. Pamperin malte sie sich in Gedanken aus. Ein scherzhaftes schamantes Mädel, blond mit reichem Haar und mit ein paar Augen — rrrr.

Kreeee tönte es von Berlin. „Hier „Neueste Nachrichten"!" tönte ihm thatsächlich das bewußte Stimmchen entgegen — „jawohl — hier auf jeden Fall die „Neuesten Nachrichten"." Herr Pamperin sprach's mit recht gebildetem und nettlichem Ton. „Ah, bit Herr Frechdachs." kam es von Berlin. „Guten Tag, Herr Frechdachs!"

„Nana?" Pamperin horchte verzückt auf. Hurrah, merkt der es den Menschen leicht, und mit Kennermiene horchte er durch's Telephon: „Bitte Pamperin, nicht Frechdachs — — Jahohoho."

Berlin wollte sich halb tothlachen. Im schönsten Sopran klang's zurück: „Pamperin, wir hatt Du Dich verändert. O, o, o" — Und dann kam die Börse.

Als nach zwei Tagen Kurt Alberti ein Telephonat von Berlin aufnehmen wollte, schaute er ihn ja's Ohr: „Guten Tag, Herr Pamperin." Kurt erwiderte verschämthaber den Gruß nicht, schleuderte jedoch einen grimmigen Blick auf den ahnungslosen alten Poussiertenzet, den er so schnell auf Schleichwegen ertappt hatte.

„So ein Kunde," knurrte er. Von nun an blieb er in Gegenwart Pamperin's bei Berliner Gesprächen streng geschäftlich, kam denn aber im Schlußdienst, den er von jetzt ab mit Herrn Pamperin abwechselnd versah, auf den alten Plauderton zurück, klärte Berlin in kurzen Sätzen auf und bat um Diskretion.

Demselben Prinzip folgte auch der liebe Pamperin, nur mit der besonderen Hoffnung, alleiniger Inhaber der heiteren Zwischengespräche mit Berlin zu sein.

Derweil amüsirte sich die Kleine aus Berlin königlich über die beiden liebenswürdigen Herren und erzählte mit Vergnügen den Spaß zu Hause. Die Gelegenheit, die beiden Haschert zu foppen, durfte man sich nicht entgehen lassen.

Die Gelegenheit war bald sehr günstig. Sowohl Alberti wie Pamperin waren nach und nach mit Berlin ziemlich intim geworden und hatten, unabhängig voneinander, den Entschluß gefaßt, am ersten schönen Sonntag nach Berlin zu fahren und mit der schönen Telephonfreundin eine kleine Bummeltour zu unternehmen. Nach dem praktischen Entfernungsmesser Pamperin's lag Berlin nur drei Mark weit entfernt; da konnte man sich den kleinen Abstecher schon erlauben.

Doch der Oktober war nicht besonders freundlich und verlangte von den unternehmungslustigen Redakteuren Geduld. Der Nordwest huschte an ihrem Bureaufenster vorbei und warf dürre, gelbe Blätter gegen die Scheiben, bis sich dann um die Mitte des Monats der Himmel aufklärte und einen famosen Sonntag verhieß.

Am Freitag schon war Pamperin mit Käthe übereingekommen, sich am Sonntag im Thiergarten zu treffen, und zwar in der Siegesallee am „Alten Fritz". Pamperin war glücklich. Erkennungszeichen für sie: schwarzer Hut mit großer weißer Feder, für ihn: weiße Nelke im Knopfloch.

Dieselbe Verabredung traf Käthe am Sonnabend mit Kurt Alberti. Kurt hatte sich vorgenommen, mit der Kleinen gründlich bis zum Nachtzug durchzubummeln. Das erste Mal war es nicht, drum dachte er mit seiner Routine die süße Telephonmamsell recht bald in Stimmung zu bekommen.

„Wo werden Sie morgen hin?" fragte wie beiläufig kurz vor Redaktionsschluß Alberti seinen Kollegen.

„Ich wollte mich mal tüchtig zu Hause ausruhen."

„Das ist vernünftig," meinte Kurt, „ich hatte denselben Gedanken." Dabei freute er sich, daß er auf diese Weise werde ungestört reisen können, während Pamperin seinerseits vor Vergnügen verging, dem schlauen Kollegen endlich einmal ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Den Mittagszug erwartend, stand Pamperin in Gala auf dem Bahnsteig der Provinzstadt, als ihm jemand auf die Schulter klopfte. Erschreckt schaute er in Alberti's Gesicht, der ihn lachend nach Ziel und Zweck fragte.

„Hm, ja — wollte mir bei dem schönen Wetter mal Berlin ansehen — und dann noch ein paar Besuche bei Verwandten — und so —"

„Na, famos, dann fahren wir zusammen; ich will auch vor Winter noch einmal gründlich durchbummeln."

„Das mache ich heute nicht mit," wehrte Pamperin ab. „Mein Magen ist — —"

„Natürlich, natürlich, weiß schon. Wieder viel kaltes Bier getrunken. Na, jedenfalls benutzen wir doch zusammen den letzten Zug von Berlin."

Auf Bahnhof Friedrichstraße trennte man sich, indem man sich gegenseitig viel Vergnügen wünschte.

Während dessen hatte Käthe alle Vorbereitungen zum Empfang der beiden Herren getroffen. Man wollte sich köstlich vergnügt halten.

Um zwei Uhr Nachmittags schritten zwei gleich schick gekleidete junge Damen vor dem „Alten Fritz" in der Siegesallee auf und ab. Die weißen mächtigen Federn auf ihren schwarzen Hüten nickten recht verführerisch, während die keden Augen Umschau hielten.

„Du," sagte Klärchen zu Grete, „ich bleibe nicht; ich laufe davon. Mir ist so unbehaglich."

„Geh, sei nicht so zimperlich," schalt die tapfere Grethe, „wir sind doch emanzipirt. — Und sind wir denn häßlich?"

Endlich schlenderte Herr Pamperin wie unabsichtlich von der Charlottenburger Chaussee her, gar nicht so übel in seinem patenten Winterpaletot und dem neuen Borsalino. Schon blitzte es ihm weiß entgegen. Das Herz begann ihm zu schlagen. Doch, o Schreck. Nicht eine, nein, zwei Käthis promenirten vor dem „Alten Fritz", eine niedlicher als die andere.

Kleiner wurden seine Schritte. Quo fairo? Ansprechen, blamiren vor diesen netten Weibern — ausknaifen? Er war rathlos.

Da kam man ihm zur Hilfe. Die beiden Alten Herren hatten schon die weiße Nelke im Knopfloch Pamperin's bemerkt. Sie waren eigentlich ein wenig entsetzt, nur einen Herrn zu sehen. Die Eleganz aller war sehr wenig übelt; doch so mit so sprühen — eine zweite weiße Nelke war eingenäht zu erfinden. Da überlegt Klärchen ihrer älteren Schwester nach kurzem Plaudern das Feld, verschleichte sich und schritt um, mädchenhaft Geschick leichten Schritts dem schönen Junggesellen entgegen.

Gott sei Dank, das wird sie sein. Kühn trat Pamperin der jungen Dame in den Weg, die bescheidenen Hauptes an ihm vorüberzuschen wollte, zog seinen Hut, bat um Verzeihung und — ja — ob er das Vergnügen hätte mit Fräulein Käthe — ja — Fräulein Käthe — aus Berlin.

Der Schelm lachte den Mädel aus den Augen. „Ah, nicht Herr Alberti aus — Sehr angenehm!"

Beinahe wäre er auf den Rücken gefallen. Überall kam ihm dieser Name in die Quere. „Alberti — nein — Pamperin, Pamperin."

„Ach so, ja, Herr Pamperin."

Und dann kam Herr Pamperin nicht mehr zu Wort. Kurz wurde Rechtsmacht gemacht. Man schritt dem „Alten Fritz" entgegen, und dabei konversirte die neue freundlich Pamperin's so zahm und harmlos, daß dem Junggesellen alle Vorsegnungen aus den Knochen fuhr und er sofort Feuer und Flamme für das reizende Geschöpf an seiner Seite war.

Um dieselbe Zeit war auch Herr Alberti zum Stelldichein gewandelt. Er kam vom „bunten Roland" her, äußerst fidel; denn die Sonne lag noch einmal recht hell auf dem leuchtenden Herbstlaub und den weißen Marmorgruppen. Da kam ja auch schon der schwarze Hut mit der weißen Feder, und die Trägerin war ein so anmuthiges Fräulein, daß Alberti sehr befriedigt war. Erst dicht vor dem vergnügten Mann bemerkte Klärchen erschreckt die obligate weiße Nelke.

Dieselbe Szene wie mit Pamperin spielte sich nun auch hier ab, ganz programmäßig, nur weniger ungelenk.

Ob er sie begleiten dürfe. Es wäre sehr angenehm. — Wohin sie gehen wollten — noch ein wenig die Puppen entlang, es wäre so sonnig, so schön hier.

„Gnädiges Fräulein sind wohl schon lange bei —"

„Ach, schauen Sie nur, wie reizend die Sonne den „Alten Fritz" ausputzt. Nicht wahr, das ist doch reizend."

Kurt schaute auf. Doch was war das, da stand ja neben ihnen genau so eine junge Dame im schwarzen Hut mit der weißen Feder, an dem verabredeten Ort. Verblüfft sah er seine Begleiterin an, die recht harmlos schien. Nein, das war ein böser Zufall; er hatte sicher die richtige Käthe.

„Wirklich ein schöner Tag," sprach's neben ihm. Diese Stimme; war das denn überhaupt die Stimme aus Berlin, sollte der Draht so enorm täuschen? Hm, diese Figur: „Pamperin, Mensch, Pamperin," entfuhr es Kurt so plötzlich, so unvermittelt, daß das Paar ganz erschreckt herumfuhr.

„Alberti!" — „Pamperin!"

Die beiden Abenteurer sahen sich so verdutzt an, daß die beiden Schwestern in herzliches Lachen ausbrachen.

Kurt Alberti hatte sich gefaßt.

„Komplott, meine Damen, Komplott, ich falle gefälligst auf den Rücken. Wer löst das Räthsel. Ja, wer von Ihnen, meine Damen, ist nun die wirkliche Käthe?"

Lachen war die Antwort. „Geplaudert wird nicht! Bitte rathen!"

Pamperin erwachte aus seiner Betäubung. „Sicher ist meine Dame die richtige. Ich hatte mich verabredet und . . ."

„Halt, das Recht nehme ich auch in Anspruch," unterbrach ihn Alberti, „ich habe auch . . ."

„Wir sind Schwestern," sagte Grethe; „wollen wir nicht gehen?"

Der „Alte Fritz" blieb ernst bei der heiteren Szene, sah nur spöttisch den beiden Pärchen nach, die nun munter plaudernd der Stadt zuschritten.

Plötzlich sah die jüngere Käthe zu ihrem Begleiter auf. „Ich vergaß ganz, Sie von Mama zu grüßen, sie heißt Sie in Berlin herzlich willkommen."

„Ihre Frau Mutter? Ich hatte noch nicht das Vergnügen, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Doch, mein Herr, doch"; und dabei lachten die beiden Berliner Rangen wie Kobolde:

„Am Telephon!"

Altpreußisches Militärleben.

In Emden befindet sich ein Manuskriptenband "Calendarium Potzdamense perpetuum", der das von einem Offizier des Glasenappschen Regiments dreizehn Jahre lang geführte „Diarium" enthält. Vor vielen Jahren ist es von Friedländer veröffentlicht worden, aber ziemlich unbekannt geblieben und nun wohl gänzlich vergriffen. Es wäre bedauerlich, wenn es in Vergessenheit geriete, zumal in der jetzigen Zeit, da man immer und immer wieder auf das „alte Preußen" weist und seine Zustände preist. Der Führer des Tagebuches gibt über das damalige Garnisonleben trockene Notizen, natürlich ohne irgend ein Wort der Kritik oder auch nur der inneren Anteilnahme, aber gerade wegen ihres trockenen Chronistenstils geben sie ein wahrheitsgetreues unbedingt echt wirkendes Bild jener Zeit. Es muß insbesondere für den „Kerl", den gemeinen Mann, ein entsetzliches Leben gewesen sein, das das rohe Material noch verrohter machte. Der seelenlose Gamaschendienst jener Tage, die allein mit Stock und Galgen aufrechterhaltene und deswegen schlecht aufrechterhaltene Disziplin drückte nicht nur auf Mannschaften, sondern auch auf Offiziere, und nur die krasse Unbildung und eigene Roheit der letzteren ließ ihnen ihr Leben erträglich und selbstverständlich erscheinen. Die noch geplagteren Soldaten freilich, die nicht ganz in Stumpfsinn verkamen, suchten sich so oder so dem Dienste zu entziehen. Die ersten Jahre hat der Verfasser sein Tagebuch sehr unvollständig geführt, später wieder ausführlicher. Es sei deshalb erst mit den Aufzeichnungen von 1733 begonnen.

Am 21. Januar wird ein Leutnant vom Kleistschen Regiment „cashiriret", weil er in Wustrau zu merken versucht hatte. Am 4. April wird ein Deserteur gefangen, am 18. September wieder einer. Am 27. dieses Monats heißt es: „Ein Deserteur von Cap. von Gabele Comp. Kalckst. Rgt. gefangen. Dieser hat sich lebendig!" Und zwischen all den Notizen über Ernennungen, Wachen und Revuen erfahren wir, daß ja und sonst Offiziere, darunter auch Prinz Heinrich, nach Spandau geschickt oder von dort entlassen werden. Das Jahr 1734 bringt ähnliche Ereignisse. Ein Musketier wird „decolliret", ein Fähnrich erschieß